

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1906

5 (6.1.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 1

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 1. Karlsruhe, Samstag den 6. Januar 1906. 26. Jahrgang.

Von den Himmelserscheinungen im Monat Januar.

Von Georg Raefstner in Bremen.

(Nachdruck verboten.)

Wir stehen wieder an der Schwelle eines neuen Jahres! — Obwohl der Himmel einst für die Festlegung dieses Datums herhalten mußte, hat doch der 1. Januar astronomisch gar nichts zu bedeuten. Auch diesmal ist das so, denn der letzte wichtigere astronomische Zeitpunkt, Wintersonnenwende am 22. Dezember, ist längst vorüber. Dann befindet sich nämlich die Erde bei ihrem Umlaufe um die Sonne in der größten Sonnennähe und ist der Sonne rund 5 Millionen Kilometer näher als im Sommer. Das erscheint paradox (widerfährig), denn ist nicht die Sonne die Quelle all unseres Lebens auf der Erde? Gaben nicht gerade wir immer und immer wieder in diesen Spalten diese Wahrheit gepredigt? Sind wir der Sonne also näher, so müssen wir im Winter natürlich doch auch mehr Wärme von ihr erhalten als im Sommer, wo wir ja 5 000 000 Kilometer weiter von ihr entfernt sind! — Das ist alles ganz richtig, und für die Erde im ganzen genommen trifft das auch durchaus zu. Die Erde enthält im Winter auch tatsächlich ein Fünftelteil mehr Wärme als im Sommer, nur müssen wir bedenken, daß bloß auf der nördlichen Erdhälfte Winter, auf der südlichen dagegen Sommer herrscht. Wir haben das früher schon des näheren erörtert und wollen nur daran erinnern, daß die ideale Stellung der Erdaxe die Hauptursache ist. — Mit der Winterjonnennende am 22. Dezember v. J. haben wir astronomisch den Höhepunkt der kalten Jahreszeit überschritten; die Sonne hat ihren tiefsten Stand am Himmel erreicht und steuert nunmehr nach der Berührung des Wendekreises des Steinbocks in ihrer scheinbaren Bahn wieder dem Norden zu. Meteorologisch aber bricht nun erst der rechte Winter ein, wenn die eisigen Schneestürme durch das Land jagen. Immerhin ist die Zunahme der Tageslänge doch schon merklich. Am Mittage des Neujahrstages erhebt sich das Tagesgestirn nur bis zu einer Höhe von 14½ Grad, am 31. Januar steigt es 6 Grad höher empor. Der Sonnenaufgang erfolgt am ersten Tage des Jahres nur bis zu einer Höhe von 14½ Grad, am 31. Januar steigt es 6 Grad höher empor. Der Sonnenaufgang erfolgt am ersten Tage des Jahres nur bis zu einer Höhe von 14½ Grad, am 31. Januar steigt es 6 Grad höher empor. Der Sonnenaufgang erfolgt am ersten Tage des Jahres nur bis zu einer Höhe von 14½ Grad, am 31. Januar steigt es 6 Grad höher empor.

Volkskonzerte.

(Aus den Blättern des Dürerbundes.)

Bei den Bestrebungen der Gegenwart, den breiten Massen des Volkes Kunst zu bringen, stand die Musik obenan. Warum, ist nicht schwer zu raten. Einmal ist die Musik diejenige Kunst, die auch zu dem Aermsten als solche am ehesten in Beziehung kommt. Ob er seinem Tagewerk nachgeht, ob er des Sonntags zum Ausruhen kommt, immer kann er musikalisches Leben vernehmen. Militärmusik, Kirchengesang und Orgelspiel und ähnliche öffentliche Musikgelegenheiten kann er unentgeltlich erreichen, oder sie bilden sogar, wie die Tanzmusik und die Gartenkonzerte, einen Teil seiner ständigen Vergnügungen. Zum zweiten aber trat zugunsten der Musik noch eine Art soziale Element ein. Wir finden es manchmal offen ausgesprochen. Die sozialen Gegensätze des öffentlichen Lebens sollen mittels der Kunst überbrückt werden. Dafür wird die Musik besonders geeignet gehalten. Sie ist tendenzlos. Wenigstens die Instrumentalmusik. Sie kann aber auch leicht zu bestimmter Tendenz gebraucht werden, ohne dies allzu auffällig erscheinen zu lassen; wenn beispielsweise in der Gesangsmusik Texte einseitiger Richtung bevorzugt werden. Alle diese verschiedenartigen Bestrebungen haben seit Jahren festen Boden gefaßt. Politische Vereine, kirchliche Verbände, Wohltätigkeitsvereine, philantropische Einzelpersonen haben die Veranstaltung von Abenden, an denen weiten Volksmassen künstlerische Gaben geboten werden, in die Hand genommen. In alternativer Zeit fangen aber auch diese Volkskreise an, selbst sich um ihre künstlerischen Abende zu kümmern, und ihnen hauptsächlich sollen die nachfolgenden Ratsschlüsse zugute kommen.

Von den Fixsternen, zu deren Betrachtung gerade die Longen und bei uns auch meist sternklaren Januarnächte einladen, finden wir in den Abendstunden das wohlbeachtete Bild des großen Wären im Nordosten. Daran schließt sich nach Norden zu der kleine Wör und der Drache. Im Nordwesten glänzt am Horizonte Wega in der Höhe und etwas höher am Himmel Deneb im Schwan. Zwischen dem letzteren und dem Polarstern finden wir die Kassiopeja mitten in der Milchstraße, die ihren schimmernden Vogen quer über den Himmel spannt. Im Südwesten stehen die beiden Tierkreisbilder Widder und Fische, tiefer am Horizont der Balken. Im Süden, Südosten und Osten ist die glänzendste Region des Himmels vor unsern Augen heraufgezogen. Hier finden wir das Bild des Stieres mit dem Aldebaran und den Plejaden, die sich wie eine leichte Wolke vom Dunkel des Himmels abheben. Hoch am Himmel funfelt die Kaveila im Bilde des Fuhrmanns, und darunter haben wir das prächtige Sternbild des Orion. Weiter nach Osten stehen die Zwillinge Rastor und Pollux, der Procyon und der hellste Fixstern, der Sirius. Hier erhebt sich in späterer Stunde das Bild des Löwen mit dem Regulus. — Der schon im August v. J. auf einer photographischen Platte, die zu der großen photographischen Himmelsaufnahme gehörte, im Adler gefundene neue Stern, nova aquilae, ist jetzt bereits um über vier Größenklassen schwächer geworden und kann nur noch als ein schwaches Lichtpünktchen in großen Fernrohren gesehen werden. Entwicklungsgeschichtlich interessant ist es, daß diese nova aquilae wie fast alle neuen Sterne dicht bei der Milchstraße entdeckt wurde, also dort, wo eine gewaltige Zunahme der Sternensfülle stattfindet.

Der am 17. November v. J. in der Nähe des Himmelspols im Sternbilde des Cepheus von Schaar auf der Genser Sternwarte entdeckte Komet, der zweite im Jahre 1905, gleich am Tage der Entdeckung an Helligkeit einem Stern 7. Größe und zeigte eine runde Nebelhülle. Er hatte eine außerordentlich rasche Bewegung und entfernte sich bereits in Zeitpunkt seiner Entdeckung wieder von der Erde. Das ging umso schneller, als der Komet entgegengeleitet zur Erde läuft, sich uns also sehr schnell nähert, aber auch ebenso schnell sich entfernt. Am 17. November war er nur 35 Millionen Kilometer von uns entfernt, am 10. Dezember 120 Millionen Kilometer, wie eine Berechnung seiner Bahn ausweist. Der Komet hat eine parabolische Bahn, er kehrt also nicht wieder in unsere Sonnenscheibe zurück, sondern verschwindet im endlosen Weltall ebenso spurlos, wie er erschienen. Von Schweifansätzen war bei dem Kometen nichts zu bemerken.

Von den großen mit bloßem Auge sichtbaren Planeten erstarkt für längere Zeit eigentlich nur Jupiter am nächtlichen Himmel, und zwar noch fast die ganze Nacht im Sternbilde des Stieres, Anfang des Monats 11¼, am Ende noch 9 Stunden. Am 6. Januar kommt er in die schau-

ärztlichen Kreisen bessere Kenntnis verbreitet werde, als es bis jetzt der Fall ist.

Die Anfertigung des Schuhwerks muß in bestimmten Fällen ärztlich überwaht werden, alsdann wird die Zahl der Plattfußbildungen und Plattfußbeschwerden abnehmen. Dann wird auch stets als Grundmaß gelten, daß ein elastischer, schmerzloser und schöner Gang die Hauptaufgabe des Schuhwerks ist und nicht ein eleganter, schön sitzender Stiefel.

Kalte oder geheizte Schlafzimmern? Viele Menschen meinen, es sei besonders gesund im kalten Zimmer zu schlafen und erzählen, um ihre Abhärtung zu beweisen, daß ihr Wachwasser oft früh im Schlafräume gefroren sei. Das mag robusten Naturen gut bekommen. Für die Mehrzahl der Kulturmenschen ist es aber viel richtiger, ihren Schlafraum, ehe sie zur Ruhe gehen, durch Anheizung auf etwa 10—12 Grad Reaumur zu temperieren.

In einem ungeheizten Raume ziehen die Mauern Feuchtigkeit an, er lüftet infolgedessen schlecht aus. Auch die Möbel und Betten halten die Feuchtigkeit fest. Es herrscht eine schwere und unbefugliche Luft in solchen kalten Zimmern, besonders an feuchten Nebeltagen. Die regelmäßige leichte Durchheizung hält dagegen die Wände trocken und durchlässig für den Luftwechsel. Vorbedingung ist allerdings, daß man auch des Nachts im geheizten Raume ein Fenster mehr oder weniger geöffnet läßt. Das soll so geschehen, daß Zugluft die Schläfer nicht treffen kann. So findet ein reger Luftaustausch statt und das Zimmer fühlt dennoch nicht unangenehm aus, weil es trodene, durchwärmte Wände hat. Beim Aufstehen schließt man rasch das Fenster. Gymnastische Übungen im Winter werden erfahrungsgemäß im angeheizten Zimmer lieber ausgeführt als im eisigkalten. Die gesundheitliche Forderung lautet: Heizen und Lüften!

Allerlei.

Ein König, der nicht zahlt. Man wird sich noch erinnern, daß König Peter von Serbien anlässlich seiner Thronbesteigung eine Genfer Agentur beauftragt hat, sämtliche Prekzessionen über das ihn so nahe betreffende Ereignis zu sammeln. Die Agentur machte sich selbstverständlich mit Vergnügen an die keineswegs leichte Arbeit; alle Blätter der Welt waren zu lesen. Es gelang ihr, nicht weniger als 100 000 Zeitungsauschnitte aufzutreiben, die sich alle mit König Peters Thronbesteigung beschäftigten. Sie wurden in fünf herrliche Bände gebunden, und der Inhaber der Agentur machte sich selbst auf die Reise nach Belgrad, um sie persönlich zu übergeben. Er lieferte sie denn auch in der Kabinetskanzlei des Königs ab und schickte, wieder nach Genf zurückgekehrt, seine Rechnung nach. Sie lautete, wie der Marin berichtet, auf 37 908 Frank. Monate verstrichen, die Begleichung der Rechnung blieb aus. Dagegen bekam die Agentur eines Tages, es war im Februar vergangenen Jahres, aus Belgrad eine Kiste: sie enthielt die fünf prächtigen König Peters'... sein Begleitbrief dabei. Die Agentur wendete sich sofort wieder an die Kabinetskanzlei und verlangte eine Aufklärung. Keine Antwort. Nachmal's Reklamationen. Es währte augenblicklich noch fort... Nun fragt man sich: Kommen dem König Peter die fünf Bände, Zeugen fürstlicher Eitelkeit, zu kostspielig vor, oder ist er mit dem Ruhme, den sie gleichfalls für ihn bedeuten, nicht ganz zufrieden?

Ein „Besuch“ bei Trepow. Eine merkwürdige Geschichte, die ein Streiflicht auf die russischen Zustände wirft, erzählte ein Berliner, der soeben in seine Heimat zurückgekehrt ist, einem englischen Korrespondenten: „Trepow weiß, daß er, wie sein Vorgänger, jeden Augenblick in die Luft gesprengt werden kann, obgleich er 400 000 Mark jährlich aus gibt, um seine persönliche Sicherheit zu erreichen. Wissen Sie, wie Trepow ausgeht? Ein Landauer, der von einer Schwadron Kofalen umgeben ist, verläßt den Palast. Darin sitzt ein Mann; aber es ist nicht Trepow. Er fährt in einem Ambulanzwagen mit dem roten Kreuz der Gensler Konvention, und die Leute, die dem Wagen begegnen, befreuzigen sich und murmeln: „Wieder ein Opfer Trepows.“ Ich besuchte Trepow einige Tage vor meiner Abreise aus Petersburg. Ich hatte einen Brief erhalten, der mir eine Audienz verbrach. Im Palast wurde ich an einen Sekretär gewiesen, der mich durch drei leere Salons in ein kleines Privatbabinett führte, wo er mich allein ließ. Nach einigen Minuten kehrte er zurück und wies auf ein Telephon auf dem Tische. „Seine Erzellenz erwartet Sie“, sagte er ruhig. „Erwartet mich?“ — „Ja, am anderen Ende des Drahtes. Er empfängt niemand.“ — „Aber ich bin ein persönlicher Freund Sr. Erzellenz“, erklärte ich. — „Aus diesem Grunde dürfen Sie auch in den Palast kommen“, war die Antwort. Und so verabschiedete ich mich von Trepow telephonisch.“

Ein merkwürdiger Hochzeitsabend. Aus Paris wird berichtet: Ein Herr Durand hatte sich herzlich in eine junge Dame verliebt, so daß er ihr seine Liebe in feurigen Worten gestand. Sie gewährte seine Bitte, ihm zum Altar zu folgen und am vorigen Sonntag fand die Trauung statt, der sich ein üppiges Hochzeitsmahl mit dem üblichen Tänzen angeschlossen. Ueberglücklich führte Herr Durand seine junge Frau in die hübsche zierliche Wohnung, die er eingerichtet hatte. Kaum aber hatte die Braut begonnen, ihren weißen Schmutz abzulegen, als sie plötzlich weiser wie Myrthen und Brautpfleiler wurde und mit einem leisen Sätrei ohnmächtig zusammenfiel. Herr Durand wurde von fürchterlichem Schreck erfaßt und stürzte sofort zum Arzt; erst nach einer Stunde gelang es ihm endlich, einen zu Hause zu treffen. Es war ja Sonntag Abend! Beide stürzten nun zu Herrn Durands Wohnung. Myrthenkranz, Brautpfleiler und Kleid waren noch da, verschunden dagegen waren die Braut und 10 000 Franks aus dem Sekretär.

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G. e. u. Cie., Karlsruhe i. B.

Seit meinem 7. Jahre habe ich selten Arznei genommen und noch festener welche gebraucht. Aber bis zu meinem siebenten lebte ich ausschließlich von allopathischen Arzneien. Mein Vater hatte nämlich Schulden halber eine Apotheke übernommen und das machte Rebertran für den Haushalt billiger als andere Frühstückspeisen. Als dann die Apotheke erschöpft war, war meine Gesundheit dauernd befestigt, und seitdem war ich denn auch nicht krank. Turnische Übungen habe ich nie gemacht außer Schlafen und Ausruhen. Turnen ist beschwerlich, auch kann es nicht gut sein, wenn man ermüdet ist, und ich war immer milde.

Ich habe einen streng moralischen Lebenswandel geführt. Aber für andere Leute wäre es ein Fehler, das gleichfalls zu versuchen. Sehr wenigen würde es gelingen. Man muß einen wahrhaft riesigen Affektbeweis an Moral haben, und man bekommt ihn nicht vom Makler gesehen. Moral ist erworben, wie Musik, fremde Sprachen, Frömmigkeit, Boker, Lähmung; niemand wird damit geboren. Auch ich wurde nicht damit geboren, ich begann sehr arm.

Physiologisches.

Die motorische Kraft des Menschen. Wie der Prometheus (Verlag Rud. Müllerberger, Berlin) nach der „Revue de chimie industrielle“ mitteilt, nimmt der erwachsene Mensch mit seiner täglichen Nahrung eine Wärmemenge von etwa 3000—3500 Kalorien auf. Davon wird der größte Teil im Körper selbst verbraucht, für die Atmung, die Verdauung usw. Nur etwa 300 Kalorien werden während eines achtstündigen Arbeitstages in eine Arbeitsleistung von etwa 127 000 Kilogrammetern umgesetzt. Da die Leistung einer PS-Stunde aber etwa gleich 270 000 Kilogrammetern ist, so entspricht die tägliche Arbeitsleistung des erwachsenen Menschen ungefähr 0,47 PS-Stunden. Um 100 PS-Stunden zu leisten, würden also etwa 250 Arbeiter nötig sein, die, mit je 3 Mark pro Tag berechnet, einen Kostenaufwand von 750 Mark für 100 PS-Stunden erfordern würden; für die gleiche Leistung würden etwa 10 Pferde genügen, die mit zusammen 60 Mark zu betreiben wären, während eine Dampfmaschine die 100 PS-Stunden für etwa 5 Mark, ein Gasmotor sogar für ungefähr ½ Mark leisten würde.

Ein internationaler Kongreß für Ernährungshygiene wird in der ersten Februarwoche dieses Jahres in Paris abgehalten werden. Die Veranstaltung der Verammlung hat die dort bestehende Wissenschaftliche Gesellschaft für die Hygiene der Nahrungsmittel und für die Ernährung des Menschen übernommen. Der Kongreß wird aus 15 Abteilungen bestehen, die in zwei Hauptgruppen, nämlich für wissenschaftliche Untersuchung und für soziale Anwendung, geteilt sind. Die Ziele, die von diesem Unternehmen verfolgt werden, veranschaulichen sich am besten aus der Angabe der Gegenstände, mit denen sich die einzelnen Abteilungen des Kongresses zu befassen haben werden. Es sind dies folgende: biologische Physiologie, physiologische Chemie, Vorarbeiten für Ernährung und Diät, analytische Chemie nebst Nahrungsmittelfälschung und der darauf bezüglichen Gesetzgebung, Statistik und Zufuhr von Nahrungsmitteln, die Gesundheitspflege und ihre Anwendung auf die Aufzucht billiger Nahrungsmittel für die Ernährung von Kindern, der Wettbewerb des Handels auf dem Gebiet der Ernährung. Billige Nahrungsmittelzufuhr in Handelshäusern, die Hygiene der Ernährung in Fabriken, die Gesundheitspflege bezüglich der Ernährung in der Familie, die soziale Vorbeugung gegen Alkoholismus und gegen die durch Nahrungsmittel verbreitete Tuberkulose, wohltätige Veranstaltungen zum Nutzen der Beschaffung von Nahrungsmitteln, Belohnung über eine vernünftige Diät und über die Hygiene der Nahrungsmittel in Schulen.

Völkerverkehr.

Eine Völkerverkehr. Nach dem letzten Bundeszensus betragt die Völkerverkehr der Vereinigten Staaten 9 204 631 Köpfe. Davon sind 77 Prozent Landarbeiter, weit weniger als der vierte Teil der Gesamtzahl wohnt in Städten. Die am meisten unter der häßlichen Bevölkerung vertriebenen Berufsarten sind die folgenden Ziffern: Man ermittele 21 000 Zimmerleute, 20 000 Barbier, 10 000 Lokomotivführer und Geizer, 5000 Schuhmacher, 4000 Musiker, 2000 Schauspieler, 1000 Rechtsanwälte.

Gesundheitspflege.

Die Hygiene des Schuhwerks. Zahlreich sind die Fußkrankheiten, die durch zu enges Schuhwerk herbeigeführt werden: der Plattfuß, Schweißfuß, Verkrüppelungen der großen Zehen, welche über oder unter die anderen Zehen gehoben werden, gehören hierher. Die häufigsten engen Schuhwerks sind die Hühneraugen und einwachsenden Nagel, letztere entstehen dadurch, daß der innere Rand des Nagels nachwärts gedrückt wird und ins Fleisch einwächst. Auch der sogenannte „Ballen“ auf Druckwirkung zurückzuführen. Der Schuh darf demnach nicht zu eng, nicht zu spitz und nicht zu kurz sein. Nicht alle Fußkrankheiten fallen jedoch dem unweidmässigen Schuhwerk zur Last. So ist der Plattfuß nicht nur die Folge von unweidmässigen Schuhwerk, sondern von zu geringer Anstrengung des Fußes. Man findet ihn daher vornehmlich bei jungen Leuten, die viel laufen und stehen müssen. Auch eine gewisse Milienerblichkeit kann vorhanden sein. Nach Ansicht Professor von ers in Halle befördert die Leistenfabrikation aus Bequemlichkeitsgründen schon vorhandene Neigung zur Plattfußbildung. Soll der angedeutete Leisten richtig ausfallen, so muß zunächst die entsprechende Lenform des nicht belasteten und nicht vom Strampfen eingehüllten Fußes angefertigt werden. Dann darf der Vorderfuß des Fußes nicht abgeflacht nach oben gebogen sein. Notwendig ist nach Professor esser, daß über die Art und Weise, wie das Schuhwerk bei normalen und noch mehr wie es bei erkrankten Füßen angefertigt werde, in

des Programms sollen uns nur künstlerische Gesichtspunkte leiten; der Unterhaltungszweck irgend eines Werkes darf uns nicht kümmern.

Von der Vorbereitung der Volkskonzerte.
Allgemein gültige Vorschläge zu machen, wie ein Volkskonzert beschaffen sein soll, welche Eintrittspreise verlangt werden können, wie die Organisation des Besuches zu gestalten ist, ist unmöglich. Die Verschärftheit der Volksklassen in den einzelnen Städten, die Größe der Städte, der Gegensatz zwischen Land und Stadt, die leichte oder schwierige Beschaffung musikalischer Mittel spielt eine zu große Rolle. Industriegegenden, selbst wenn die Bevölkerung oft besser daran, als auf sich angewiesene mittlere Landstädte oder gar kleine Städte. Doch kann hier wieder eine gute Kapelle — selbst wenn sie klein ist — als ein außerordentlich nützlicher Faktor sich erweisen.

Eine wichtige Frage ist die Vorkaufung. Von ihr hängt zum Teil die Höhe des Eintrittspreises und im Zusammenhang damit die Art und die Reichhaltigkeit der musikalischen Mittel wesentlich ab. Nehmen wir als Durchschnitt in einer mittelgroßen Stadt einen Saal, der 800 Personen faßt. Als Eintrittspreis kommen, als von fast jedermann zu erhaltend, 30 Pfennige in Frage kommen. Hierfür ist noch das Programm zu liefern. Ist ein solcher Saal besetzt, so stehen 240 Mark zur Verfügung. Nach Abzug von Druckkosten und Saal- und Klaviermiete bleibt nicht allzuviel übrig. Für diesen Rest kann man selbstverständlich kein Orchester engagieren. Das ist auch nicht unbedingt nötig. Wir können musikalische Abende ohne Minderung des künstlerischen Wertes auch ohne Orchester veranstalten. Drei Ausführer genügen schon: zum Beispiel ein Klavierspieler, ein Sänger, ein Geiger. Virtuosen von Ruf werden es auch nicht sein. Aber gute Musiker können es sein, und das ist die Hauptsache. Solche sind in jeder mittleren Stadt vorhanden und gern bereit, auch gegen nicht zu hohes Honorar ihr Können in den Dienst wahrer Kunst zu stellen.

Rassenveredelung.

Von Anton Fendrich.

(Nachdruck verboten.)

Der Hofbauer Longinus künstle rühmte sich, ein Teutone und ein Mensch von alter, germanischer Urkraft zu sein, und so schmiß er seinen lateinischen Vornamen Longinus den Römern, die vor zweitausend Jahren schon von Rutilius Vorfahren zum Teufel gejagt worden waren, über den Oberrhein nach und nannte sich Kuonrad. Aus dem etwas windigen und Kleinlichen Familiennamen künstle formte er den Namen Kunst zurecht und ernannte sich zum Säulak zum freien Hofes auf der Fluh. Sein stattlicher Hof schaute von den sanften Höhen an Rhein hinüber ins Schweizerland, und wenn der Hofes selbst in seiner ganzen Größe, die Hofen in kurzen Stiefeln und die Hände in den Hosentaschen, mit gespreizten Beinen vor dem Hof stand und mit einem grimmigen Gesicht Anab ins enge Rheintal sah, dann wußten die Nachbarn, daß er wieder etwas ausbrütete, der Longinus, wie ihn die Leute mit Umgehung seiner feierlichen Namensgermanisierung immer noch nannten.

Das kam sehr oft vor, daß er so mit gespreizten Beinen vor dem Hof stand und hinüber nach der Schweiz schaute. Auch heute, wo die ersten Schwalben um das Haus flogen und alles in der Natur anfang zu knospen und zu blühen, hatte er wieder seinen Tag. An den Wangen seiner Stirn sah man, daß es hinter der harten Knochenwand seines mächtigen Schädels stark arbeitete.

Einmal übers andere fuhr er sich durch den krausen roten Bart und über das fuchsigte Haar, das in widerpensigen Locken den großen Kopf umspielte. Die struppigen Augenbrauen zogen sich wie Gewitterwolken über die kleinen Augen herab, in denen es hinter der Brille unheimlich metterleuchtete und blühte. Denn als Sohn eines reichen Bauern hatte der Hofes auf Hochschulen allerhand studiert und war darüber stark kurzichtig geworden. Wieder wälzte er in seinem Gehirn Gedanken, die ihn seit einiger Zeit so oft beschäftigt hatten.

Er war nun dreihundertzwei Jahre alt. Vieles war ihm gelungen in seinem Leben. Seit Jahren hatte er kein einziges Fremdwort mehr ausgesprochen. Von zweiundzwanzig Prozedissen hatte er schon 7 gewonnen. Er hatte es erreicht, daß der Landtag seine Petition gegen die jüdischen Warenhäuser der Regierung zur Kenntnisnahme überwies. Auf der letzten landwirtschaftlichen Ausstellung hatte er für seinen jungen Zuchtsieger den ersten Preis erhalten. Schon trugen 7 Bauern in der Umgegend die von ihm erfundenen Gesundheitsbändchen. Sein Hof stand gut, und Schulden hatte er keine, wenigstens nicht bei Juden. Aber eines hatte er nicht, er der freie Hofes Kuonrad Kunst auf der Fluh. Er hatte keinen Leibeserben. Daran war nicht er schuld, sondern der Niedergang der germanischen Rasse durch die moderne Kultur. Er hatte nämlich nie eine Frau gefunden, die zu ihm gepaßt hätte, die auch wie er eine von verschundener Pracht zeugende letzte Säule gewesen wäre. Die ganzen alemannischen Lände hatte er abgelaucht vom Ringital bis hinein in die Urchwäz. Aber kein Weib fand er, das seinen Anforderungen entsprochen hätte. Nach seinem Idealbild hätte sie eine Thunselde sein müssen, ein gewaltiges Mädchen vom alten Stamm. Viel Geld hätte sie haben, aber sich nichts darauf einbilden sollen. Schön hätte sie sein müssen, aber es nicht wissen dürfen. Ueber Herzens- und Geistesbildung sollte sie verfügen, Mädel spielen und singen können, aber auch im Stall bei der Hand sein, wenn eine Kuh kalbte. So etwas Großes an Jungfrau gab es natürlich in untern berröteten Zeiten nicht mehr, und nun überlegte sich der freie Hofes, ob er in seinen Zugeländnissen an die niedere Wirklichkeit so weit gehen dürfte, daß er um die Beronika Schubisser aus dem Frittal über nicht besonders beachtete Bauernkinder aus dem Frittal

schied er sich dafür, die Beronika Schubisser zum Weib zu füren und mit ihr den Thronerben für den Hof zu zeugen. Jung Siegfried sollte, Jung Siegfried mußte sein Leiberbe heißen.

So ließ Kuonrad Kunst anspannen und nach einer Stunde sah man sein Bernerwägelschen über die alten Balken der Rheinbrücke hinüber in die Schweiz zur Brautwerbung holpern.

Uebers Jahr, als man die Frucht heimbrachte, war Wochenstube auf dem Hof auf der Fluh. Aber Kuonrad Kunst, der Vater, war tief erschüttert. Daß es gleich ein Bub sein werde, dieses starke mannesfrohe Selbstvertrauen hatte ihn zwar nicht getäuscht; aber ein Jung Siegfried war das nicht, was ihm die Hebamme in den nassen Händen da vorwies. Das war ein erbärmliches Knäblein, das auf der schon seit langem bereitstehenden Waage knappe 7 Pfündlein zog. Seine dünnen Händchen und sein greisenhaftes Köpfchen waren für den Vater ein dunkles Problem. Wie konnte das sein? Seine Frau war zwar nicht ganz so gewaltig wie er, aber sie war doch hübsch und stark und ein gutes Weib. Und er! Er, Kuonrad Kunst! da war überhaupt schon gar nichts zu sagen. Wie ging das also zu? Sollte etwa auch der Stamm seiner Frau schon dem Untergang geweiht sein? Gewiß war das so; er hätte sie nicht füren sollen. Das sah er schon daran, daß sein Weib sein ganzes nur der Rassenveredelung gewidmetes Leben nicht verstand. Na, einmal hatte sie ihm sogar gesagt, das seien alles Narrheiten und überspanntes Zeug. Da lag's also. Er mußte seine Frau zuerst erziehen, erziehen zu seiner Lebensankomung und zum Begreifen seiner ertischen Ziele. Denn das war ja klar, daß solche innere Disharmonie zwischen Mann und Weib auch äußerlich zum Ausdruck und bei dem Kind Degenerations Symptome zur Folge haben würde. Aber er war ein Optimist und sagte sich, daß noch nie eine Eiche aus dem ersten Streich gefallen sei. So fand er es ratiam, seinen ersten Sprößling nicht Jung Siegfried, sondern nur Armin zu heißen, obwohl es ihm schien, daß auch dieser Name für das klägliche Körperlein seines Erstgeborenen zu groß geraten war. Aber er baute auf die Zukunft.

So begann nun Kuonrad das Werk der Erziehung an seiner Frau; er hielt ihr Vorträge über natürliche Lebensführung und die großen Aufgaben der germanischen Rasse in der Welt. Er las ihr Bücher und Zeitungsartikel vor, und tat sein Möglichstes, um sie auf sein Niveau zu heben. Sie ließ es ruhig geschehen, langweilte sich und dachte: „er ist ein Narr, aber er ist halt doch mein Mann“.

Da kam aber der Winter und die Zeit, wo Kuonrad Kunst gern auf Reisen ging, in den Städten Vorträge über die natürliche Lebensweise und den Verfall der Menschheit hielt und sich an dem Beifall lobte, den ihm für seine kräftige Sprechweise stets eine große Zahl von Zuhörern spendete, allerdings oft aus anderen Gründen, als Kuonrad Kunst es ahnte. Während dieser Zeit hatte die Ehefrau des Kuonrads mehr als sonst mit dem ersten Knecht auf dem Hof, dem Sirtus, zu tun. Der Sirtus war ein 25jähriger, gerader, freundlicher Mensch, der der Bäuerin schon manches zu lieb getan hatte, weil er sah, wie sie unter dem halbberückten Bauern und dessen Schrunnen litt, ohne sich groß zu wehren. Die Bäuerin hatte den Sirtus immer kühl und fast barsch behandelt, denn sie wollte ihre „Dortikät“, wie sie das nannte, vor dem Gefinde nicht verlieren. Jetzt aber, wo sie manches mit dem Knecht zu beraten hatte über das Futter, über den Schimmel, der gefalagen worden war, über die Frucht, die verkauft werden sollte, jetzt kamen ihre Worte dem Sirtus gegenüber oft freundlicher heraus, als sie es wollte. Und manchmal fleg ihr das Blut in die Wangen, wenn der Sirtus zu ihr allein in die Stube kam, um über irgend etwas zu berichten.

Alle Woche kam der Hofes auf ein oder zwei Tage nach Hause mit allen Taschen voll Zeitungen, die über seine Vorträge berichteten. Dann kam außer ihm stundenlang niemand mehr zum Wort. Er sprach und predigte und erzog an seiner Frau, daß diese immer mehr an den Sirtus denken mußte. Und an einem Sonntag Abend, als der Bauer einen Vortrag über die Rassenfrage hielt, und der Sirtus und die Bäuerin des Abends allein auf dem Hof waren, da vergaßen die beiden, daß sie Herrin und Knecht waren.

Im Herbst des folgenden Jahres, als die Schwalben in großen Schwärmen sich zur Abreise rüsteten, war wieder Wochenstube auf dem Hof. Der kleine Armin bekam ein Brüderlein. Es war ein Staatsbursch, moß 12 Pfund, und Kuonrad Kunst, freier Hofes auf der Fluh bei Spizingen, wußte nun, daß die Erziehung seiner Frau zur bewußten Germanin nicht fruchtlos gewesen war. Er nannte den zweiten Bub mit Stolz Jung Siegfried und vergaß in seinen jetzigen Vorträgen über die Veredelung der germanischen Rasse nie, darauf hinzuweisen, von wem hohem Werte auch die innere Erziehung des Weibes ist und welchen Erfolg er in dieser Beziehung zu verzeichnen hatte.

Die ewige Auferstehung in der Natur.

In gewisser Hinsicht hat man zwar auch schon bisher gewußt oder daran geglaubt, daß eine Art von Kreislauf der lebendigen und der toten Materie sich vollzieht. Der Körper der Lebewesen stirbt ab und zerfällt wieder zu einem Teil der unlebenden Natur, um dann wieder irgendwelchen Lebewesen mittelbar oder unmittelbar zur Nahrung zu dienen und so aufs neue in das Reich des Lebendigen einzutreten. Man könnte in diesem ununterbrochen sich abspielenden Vorgang eine natürliche Auferstehung erblicken, die sich dem natürlichen Tode ausgleichend entgegenstellt. Im Altertum und in abgewandtem Grade auch noch an Anfang der Neuzeit hat man sich auch vorgestellt, daß sich wenigstens gelegentlich aus toten Stoffen fertige Lebewesen bilden könnten. Dieser von Aristoteles vertretene und für lange Zeit geheiligte Glaube der Urzeugung, den man seit mindestens hundert Jahren oder seit dem Beginn der exakten Naturforschung als endgültig abgetan betrachtet hat, ist nun doch gerade von einem Vertreter der exakten Naturwissenschaft als modernste Theorie

vom Urprung des Lebens wieder erneuert worden. Es ist schon einiges über die Untersuchungen veröffentlicht worden, mit denen sich Professor Charlton Bastian in dem Kreise der Londoner Gelehrtenakademie (Royal Society) als enfant terrible eingeführt und allen seinen Fachgenossen einen gelinden Schreck eingejagt hat. Nest aber ist sein eigentliches Werk über Natur und Urprung des Lebens erschienen, und es wird von vorurteillosen Leuten unter seinen Fachgenossen als ein Muster glänzender Beweisführung betrachtet.

Zu Hilfe geht die Theorie von Professor Bastian auf die Behauptung aus, daß lebende Materie entstanden ist und noch heute entsteht aus Elementen, d. h. den einfachen Grundstoffen toter Materie oder aus chemischen Verbindungen der Elemente. Eine scharfe Scheidelinie zwischen Leben und Tod kennt Bastian überhaupt nicht mehr. Das Leben erblikt aus totem Stoff wie ein Kristall aus einem anderen oder wie eine Pflanze wächst durch Einverleibung toter mineralischer Bestandteile aus dem sie umgebenden Boden. Es gibt für Bastian inselgedessen auch kein eigentliches Lebensprinzip, und für seinen Unglauben hat es nie jenes rätheliche Etwas gegeben, das dem Körper Leben verleiht, als es in tote Stoffe eingedrungen wurde. Unter der Annahme, daß die Eigenschaften und chemischen Neigungen der stofflichen Körper durch Zeit und Raum immer dieselben bleiben, daß sie demnach heute noch das sind, was sie immer gewesen sind, so muß man daraus schließen, daß auch die Kräfte und Vorgänge, die ursprünglich in jener Vergangenheit der Erdgeschichte zum erstenmal zur Erzeugung von Lebewesen führten, gleichfalls heute noch in Tätigkeit sind. Diese Frage mit Schärfe in den Vordergrund gerückt zu haben, ist ein wesentliches Verdienst von Bastian. Es scheint, als ob die Naturforschung des letzten Jahrhunderts sich etwas zu vorschnell mit dem bequemen Vehruch begnügt hat, daß Lebendiges aus Totem auf der Erde jetzt nicht mehr entstehen könne, weil die Temperaturverhältnisse auf der Erdoberfläche jetzt so völlig andere geworden sind, als die, die in jener Zeit herrschten, als die erste lebendige Zelle auf der Erde entstand. Bastian dreht den Spieß sogar um, indem er sagt: heute müßte die Umwandlung von toter Materie in lebendige sogar noch leichter sein als damals wegen der vielen organischen Verbindungen, die durch das Absterben von ungeschätzten Millionen und Milliarden von Lebewesen immer aufs neue in den Bereich des Unlebenden zurückfallen.

Der wichtigste, zugleich auch freilich schwierigste Punkt der Bastian'schen Lehre ist die Annahme, der zufolge die Bildung des Lebens zu Anfang in so winzigen Körperchen geschehen soll, daß sie selbst mit dem schärfsten Mikroskop dem Menschenauge fern bleiben. Die Entwicklung dieser Lebenskerne aus dem toten Stoff bezeichnet Bastian als Archeogenese, zu der dann als zweiter Schöpfungsakt des Lebens die Heterogenese tritt, die sich unsichtbar kleine Bausteine zu einem sichtbaren und organisierten Lebewesen zusammenfügt. Man mag gegen die Forschungen und Folgerungen von Bastian vieles einwenden, man mag sie vor allem vorläufig als Glaubenssache bezeichnen, aber man wird sie nicht als bloße Phantasie abtun können, und niemand vermag zu sagen, ob sich nicht durch sie eine ähnliche Revolution auf das breite Gebiet der Biologie vorbereitet, wie sie auf dem Phytik und Chemie durch die Radiumforschung bereits begonnen hat.

Die Kannibalen auf Sumatra.

Unter den Batak's auf Sumatra kommt hier und da noch die Menschenfresserei vor. Verschiedene Reisende berichten, daß die Vollziehung der Todesstrafe stets mit dem Auffressen der Leiche des Verurteilten in Verbindung steht. Die Expedition von Daalen, über deren Aufbruch der Abg. Jonkheer Dr. de Stuers in der Kammer so bittere Klagen geführt hat, ist im Jahre 1904 mit einem Stamme im Westen des Lobales in Verührung gekommen, bei dem der Kannibalismus noch in Blüte stand. Der Artillerieoffizier Rempees erzählt in seinem Buche über jene Expedition das folgende von den Batak-Batak's: „Sklaverei und Kannibalismus sind an der Tagesordnung. Man sieht in der Menschenfresserei durchaus nichts Schlimmes. Sobiel ist sicher, daß Beweise von Kannibalismus ganz bestimmt von uns gefunden worden sind, und zwar in so reichlichem Maße, daß es außer Zweifel steht, daß er häufig vorkommt. Diejenigen, welche sich ernstlicher Uebertretungen schuldig machen, werden ebenloqu aufgefressen, wie erschlagene Feinde. Fast in jedem Bezirk trifft man Zeichen von Kannibalismus an, nämlich Schädel und andere menschliche Gebeine, worunter sehr frische.“ Der Stabsarzt Reeb teilt folgendes mit: „In einzelnen Kompanys herrscht noch der Kannibalismus. Wir hatten die Gelegenheit, in den meisten Niederlassungen Schädel zu sehen, besonders von Atjehern und Batakern, die von der Bevölkerung verzehrt worden waren. So sah ich u. a. zu Kota Radjab neben vielen Gebeinen älteren Datums noch ein frischgerinigtes Gerippe eines Batakers und einige über dem Berde aufgehängte, did mit Fuß bedeckte Menschenhände neben einem eben solchen Elefantenfuß.“

Nun scheinen doch einzelne dieser Beweise nicht ganz stichhaltig zu sein. Was das Auffinden von Schädeln und anderer menschlicher Gebeine betrifft, so braucht auch dabei nicht gleich an Kannibalismus gedacht zu werden. Es ist ja bekannt, daß bei vielen batakischen Dörfern Totenhäuschen angetroffen werden, worin das Dorfoberhaupt die Gebeine von wenigstens die Schädel seiner Ahnen aufbewahrt. Auch werden die Leichen oft innerhalb des Hauses oder in der Nähe der Wohnung sehr lange Zeit aufbewahrt bis zum Begräbnis oder bis zur Verbrennung. In anderen Orten werden die Skelette aus dem Grabe genommen und in der Nähe des Dorfes in dafür bestimmte Häuschen oder unter ein Dach gebracht. Diese Gebräuche stehen alle im Zusammenhang mit der Ansicht, daß man nicht sofort nach dem Tode insdane ist, die Totenreise zu feiern, weil damit meistens große Unkosten verbunden sind. Wenn man aber diese Feste überhaupt nicht feierte, würde diese Unterlassung nach den Begriffen der Eingeborenen zur Folge haben,

daß die Seele arm im Jenseits ankäme. Der Kannibalismus nimmt jedenfalls ab und scheint jetzt hauptsächlich nur noch bei den Batak's vorzukommen. In Gegenden, wo er früher bestand, wird er nun nicht mehr angetroffen. So sind besonders die Karo-Batak von dem auf ihnen lastenden Verdachte, als sollten sie zu den Menschenfressern gehören, gereinigt worden von dem sehr glaubwürdigen Zeugen Westenberg. Er schrieb darüber seinerzeit in der Zeitschrift Eigen Haard, daß sie weder die Sklaverei noch die Menschenfresserei kennen und daß sie seit Menschen-gedenken schon keine Kannibalen mehr sind. In der Nachbarlandschaft Simelungan kam noch vor wenigen Jahren Kannibalismus vor. Nicht selten wurde dort der geringe Mann ungerichterweise wegen eines schweren Verbrechens angeklagt, getötet und aufgefressen, was dann noch von Rechtswegen die Sklaverei seiner Familie zur Folge hatte.

Die Menschenfresserei wurde dort erst in der allerletzten Zeit abgeschafft. Dieselbe war jedoch anscheinlich eine Strafe und wurde nicht deshalb betrieben, weil man Menschenfleisch für einen Leckerbissen hielt. Frauen nahmen daran nicht teil und wurden selbst auch nicht aufgefressen. Es mag Verwunderung erregen, daß in den Ländern, wo die Holländer doch schon seit Jahrhunderten Kolonien besitzen, noch bis heutigen Tages der Kannibalismus bestehen bleiben konnte, und daß auch die Witwenverbrennung noch vor wenigen Jahren bestand. Man sollte meinen, es wäre für eine zivilisierte Nation ein Leichtes gewesen, solch schauerliche Gebräuche auszurotten, wenn man es nur ernstlich versucht hätte.

Bedeutende Männer über das Rauchen.

Berühmte Männer sympathisierten zum größten Teile mit diesem „Kaffer“, sie gaben nicht nur durch die Propaganda der Tat ihre Zustimmung zum Tabakgenusse zu verstehen, sie sangen auch das Loblied des „Glühmangels“ in allen Tonarten. Lessing stellte den Tabak über den Wein. „Im Weine liegt Wahrheit — aber im Tabak das Sinnen auf Wahrheit, das tiefe Nachdenken.“ Jola hat sein Urteil über das Rauchen dahin abgegeben, daß der Einfluß des Rauchens auf die literarische Schaffenskraft wichtig genug sei, um wissenschaftlich untersucht zu werden. Jola war insolge ärzlichen Urates Nichtraucher geworden, sein objektives Urteil ist darum um so höher zu veranschlagen. „Ich kannte große Schriftsteller“, sagte einmal der berühmte französische Romanier, „die dem Rauchen unbeschränkt ergeben waren, und habe bemerkt, daß ihr Verstand darum weniger scharf gewesen sei.“

Geradezu köstlich ist eine Szene, die einst Thomas Hurley gelegentlich einer Debatte über das Rauchen in einer großen englischen Gelehrtenversammlung heraufbeschwor. Vor den zwei feindlichen Heeren den Rauchfreunden und den Rauchgegnern, begann der berühmte Naturforscher seine Rede folgendermaßen: „Vierzig Jahre lang war der Tabak für mich ein tödliches Gift. (Zubel bei den Rauchgegnern.) Als Student versuchte ich, zu rauchen, aber bei jedem Versuch streckte mich der hinterlistige Feind zu Boden. (Erneuter Zubel.) Ich trat in die Marine ein und wiederholte die Proben mit abermaligen Niederlagen. Ich haßt den Tabak schließlich derart, daß jedes Geheiß, das die Raucher zum Tod verurteilt hätte, meiner Untertügung sicher gewesen wäre. (Stürmische Applaus.)“

Vor einigen Jahren nun war ich mit Freunden auf einem größeren Ausfluge begriffen; wir gingen in ein Wirkshaus, und sie rauchten Sie haben sehr glücklich aus, draußen war es drübe und regnerisch. Ich wollte wieder versuchen, eine Zigarette zu rauchen. (Murren.) Ich tat es (Erwartung.) Ich rauchte — und fand es köstlich. (D, ol) Von dieser (Erwartung.) Ich rauchte ein anderer Mensch und mögiges Rauchen angenehm und lobenswert ist. (Bestürzung bei den Rauchgegnern Lachen bei den Rauchern.) Eine Weile ist nicht schädlicher als ein Tasse Tee, und eher vergiftet man sich durch Teetrinken und zu viele Bee steaks.“ (Triumph der Raucher.) Der große Gelehrte hatte auf diese originellen Umwege eine Range für den angefeindeten Tabak gebroche

Haus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Mark Twains Lebensregeln. Zu des berühmten amerikantisch Sumoriten Mark Twain 70. Geburtstagfeier wurde von Mark Twain eine launige Schilderung der Lebensregeln gegeben, durch deren strengen Beobachtung er ein so gesundes Alter erreicht habe. Ich habe es, sagte in der herkömmlichen Weise auf 70 Jahre gebracht, indem ich mich seit einem Lebensplan gebunden habe, der jeden andern getötet hätte. Den ersten Lebensplan gebunden habe, der jeden andern getötet hätte, da beginn sie sich zu verhärten, versteinern plötzlich, und nun geht es los. Meinem 40. Jahre war ich sehr regelmäßig im Aufstehen und im Zubehalten. Es wurde meine Regel, zu Bett zu gehen, wenn niemand mit da ist, mit dem ich auf sein könnte, und aufzustehen, wenn ich halt in das Verlied mir eine Regelmäßigkeit in der Unregelmäßigkeit, von da ich nie gewichen bin. In der Frage der Diät, einer andern Hauptache habe ich mich fortgesetzt an Dinge gehalten, die mir nicht befiemen, eins von uns beiden unterlag.

Dreißig Jahre lang nahm ich morgens um 8 Uhr Kaffee und 2 und dann keinen Bissen oder Sälud mehr bis halb 8 Uhr abends. Gabe die Regel eingehalten, nie mehr als eine Zigarette täglich zu rauch. Ich weiß nicht genau, wann ich gerade damit anfang, aber es war noch vor dem Tode meines Vaters, und ich verbielt mich sehr diskret. Er st anfangs des Jahres 1847, als ich eben das 11. Jahr hinter mir habe den da an habe ich dann immer öffentlich gerächt. Im Trinken hat ich keine Regel; wenn die andern trinken, helfe ich gern, sonst aber ist ich vorzugsweise und aus Gewohnheit trocken. Diese Trockenheit ist mir nichts, aber sie könnte Ihnen schaden, weil Sie anders angelegt lassen Sie das also sein.